

Übrig bleibt, voraus zu sein

Autor(en): **Hoffmann- Axthelm, Dieter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **75 (1988)**

Heft 11: **Debatten 1968-1988, eine Bilanz = Débats 1968-1988, un bilan = Debates 1968-1988, a summing up**

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-57097>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dieter Hoffmann-Axthelm

Übrig bleibt, voraus zu sein

1.

Hat sich etwas geändert? Was hat sich geändert? Haben sich, und wie haben sich, die einzelnen verändert? Ist man weitergekommen, hat die Architekturpraxis, hat die Lehre, hat die Theorie Schritte nach vorn getan? All das sind nach meinem Eindruck relativ schwache Fragen, angesichts eines Umstands, der kleinmassstäblichen Vergleiche, durch die man vor oder zurück, sich oder andere, das Tun oder das Nachdenken messen möchte, unangemessen erscheinen lässt. In den thematischen zwanzig Jahren hat sich alles geändert, auch wenn im einzelnen das meiste erstaunlich gleich geblieben ist. Mit dem Bedürfnis, die Verhältnisse, oder die Sehweisen, oder sich selbst, zu verändern, ging man möglicherweise im Umkreis von '68 die eigene Arbeit an. Die Erfahrung im Rückblick ist, dass die partiellen Änderungsanstrengungen kaum einen Stein verrückten, aber gerade indem sie an die Sache nicht herankamen, ein neues Paradigma zum Durchbruch brachten, das ohnehin an der Zeit war und nur auf die Gelegenheit wartete. Das Feld insgesamt hat sich verändert, aus der durch Entwurf und Ingenieurwissen gebührend neuzeitlich gebrochenen, gleichwohl vorhandenen Sache des Bauens und Planens wurde das, was man heute (mit den französischen Strukturalisten, Chefinterpreten dieser Veränderung, soweit es deren überhaupt gab) einen Diskurs nennt.

Ein Indiz drängte sich sofort auf: Die Achtundsechziger sprachen in den Seminaren von Planung, Synonym für Verwissenschaftlichung und Vergesellschaftung, Absage an Individualismus und Künstlertum, aber auch Oberbegriff für den darin aufgehobenen Unterschied zwischen Stadtbau und Hausbau. Darauf muss man achten, weil es entscheidender als alles andere war. Die Kritik der damals allgemein gewordenen Planersprache, ihrer Wahrnehmungsunfähigkeit und ästhetischen Ignoranz hat

soweit recht, aber das heisst noch nicht, dass man weiter sähe. Wer sich bei dieser Kritik beruhigt und meint, mit der Wendung zur Postmoderne habe man die Richtung korrigiert, und geradezu reaktionär sei man ja dabei nun auch nicht geworden, der übersieht geflissentlich die zweite Seite, die der Aufhebung, in der eben das an historischem Recht, an Macht und Rechthaben des richtigen Augenblicks steckt, das dem 68er Anstoss im Bereich von Architektur und Stadtplanung zweifellos zukommt.

Mitten drin im Sprachbabylon von '68 – die Zeichner lernten sozusagen reden – steckte darüber hinaus ein Anspruch, der heute noch nicht eingelöst ist und deswegen als Massstab Vertrauen verdient: Der Wunsch nach Gegenständlichkeit – gesellschaftlicher wie architektonischer. Dieser Wunsch war im Vergesellschaftungsmodell des damaligen Denkens nicht recht sprachfähig, er wurde aber durchaus gezeichnet. Inzwischen hat die Postmoderne das ganze rechte Architekturvokabular, ohne es zu wollen, durch zu häufigen und ungedeckten Gebrauch so banalisiert, dass es keinen Sinn hat, länger Berührungsängste zu entwickeln. Heute sind die Wünsche immerhin ausdrückbar, wenn auch kaum noch zeichenbar. Schaut man von da aus zurück, dann war '68 weniger die Beschränkung der ästhetischen Fähigkeiten, als die Weigerung, das, was man an Gegenständigkeit erwartete, mit dem, was an Architektur damals machbar war, zu identifizieren. Darin steckte der Bruch mit der alten Produktionsebene des Berufes. Die Weigerung erzwang den Ebenenwechsel.

Inzwischen ist dieser Ebenenwechsel selbstverständlich. Was damals subjektiv als Öffnung der Architektur gegenüber den anderen gesellschaftlichen Redeformen verstanden wurde, stellt sich im Ergebnis als Übersetzung des Entwerfens dar, hinüber auf eine sehr viel luftigere Ebene, als sie die Entwerfer der Moderne mit ihren ganzen Gesten von Rationalisierung, Zweckform, Wissenschaftlichkeit und Materialtreue sich je träumen liessen. Architektur ist zum Entwerfen einer Sichtbarkeit geworden,

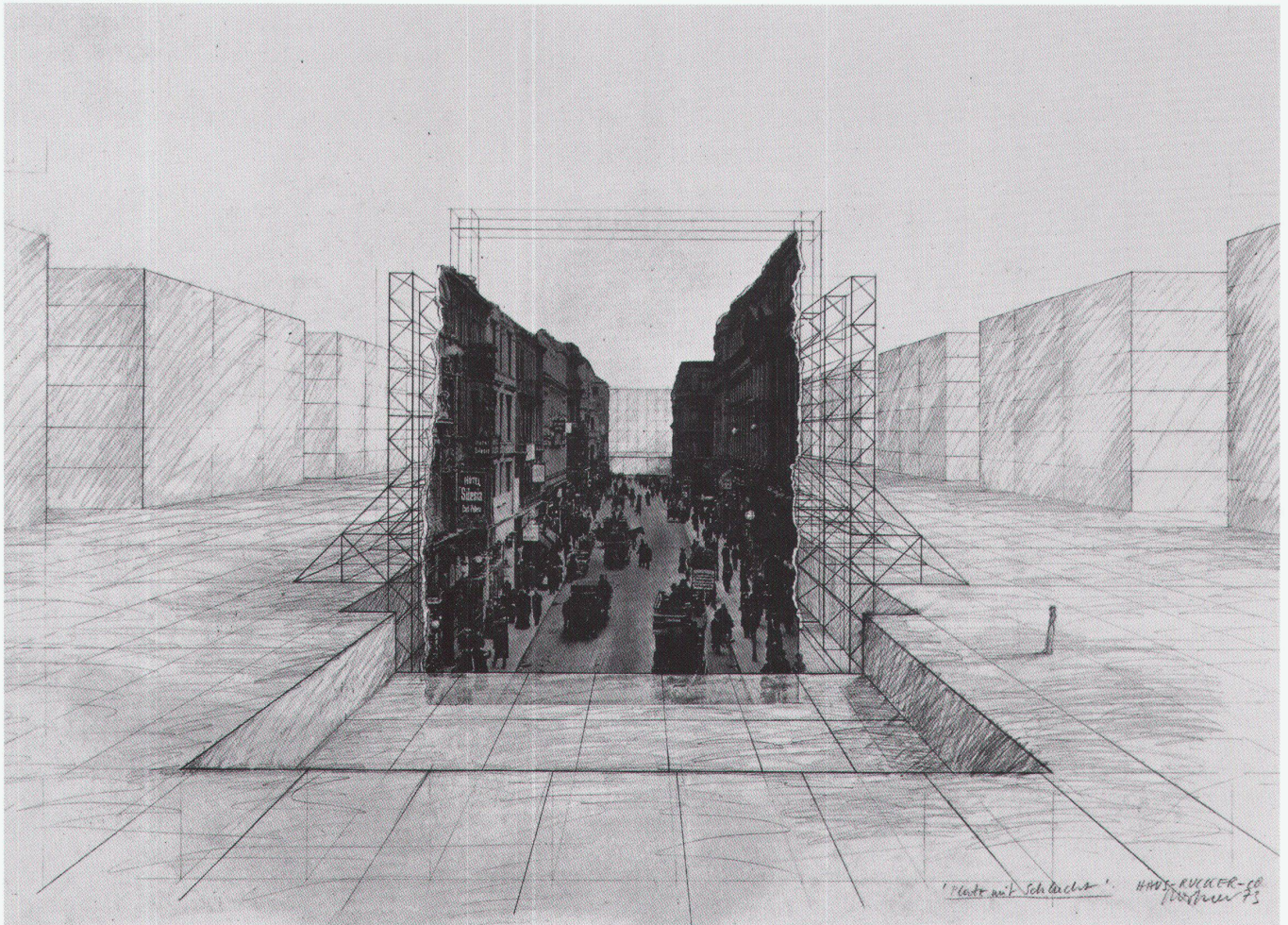
die das Gebaute nur benutzt, um sich von ihm desto deutlicher als das, was sie sein will, abzustossen. Deshalb gehört die Versprachlichung und Verbildlichung des Entwerfens nötigerweise dazu, sie kommentiert nicht mehr, sondern ist Teil der Arbeit selbst und liegt mit der zeichnerischen Leistung des Entwerfens in einer Verklammerung, die man als tendenzielle Aufhebung der Differenz bezeichnen kann: Beides ist sozusagen aufgehoben in die Autonomie des intellektuellen Prozesses, als den das Entwerfen sich von den Enttäuschungen der gebauten Realität unterscheidet.

2.

Demgegenüber von eigenen Erfahrungen oder Leistungen zu reden, scheint mir einigermassen beliebig. Habe ich einzelnes mit beeinflusst? Wenn, dann ist die Masse der Enttäuschungen um so grösser, auch wenn Enttäuschungen sicher nicht nur wirkliche Niederlagen ausdrücken, sondern auch narzisstische Kränkung: die Erfahrung, dass die bösen Verhältnisse mit dem, was man identisch, als man selber und an diesem Ort, wollte, ihre eigene Mühle betrieben haben.

Für mich war '68, soweit das die Architektur betraf, die Einsicht von der Dummheit der damaligen Stadtplanung. Dass ich selbst etwas entgegensetzen müsste, sah ich erst später. Dann begann ich auch zu lernen und zu üben. Die Änderung der Eigentumsverhältnisse stand nicht an, das hatte ich nie aus den Augen verloren (wie ich heute versuche, die Tatsache, dass sie geändert werden könnten und sollten, nicht aus den Augen zu verlieren). Übrig blieb, voraus zu sein, Diskussionen zu führen, bevor sie durch und oben waren, etwas, was einem nur selten gelingt. Irgendwann war es soweit, dass man nicht nur meine Stichworte, sondern auch meine Mitarbeit haben wollte.

Damit begann besagte Schule der Enttäuschungen, mit, auf der Gewinnseite, einer wachsenden Kenntnis davon, wie Abläufe unter zutodeverwalteten Bedingungen aussehen, wie die geschlossene Wirklichkeit der Stadtverwal-



1

tungen und ihrer Boden- und Baupolitiken sich bewegt. Das war der Beginn der Stadtreparatur, zusammenfallend mit dem Kulturellwerden der Sanierungskämpfe (deren Politischwerden, das die Mieterläden der 68er Planer hatten erzwingen wollen, wurde übersprungen).

Was die Stadtreparatur in Berlin angeht, die Arbeit der IBA, so kannte ich aus eigener Beteiligung den Vorlauf genau und wusste, was drin war, und dass es galt, an die Beeinflussung keine unnötigen Energien zu verschleissen. Daran hielt ich mich auch, obwohl Grund genug war, über die methodische Ignoranz, mit der Architektur auf Bauplätze gehievt wurde, in Erregung zu geraten. Der versuchte Kurzschluss zwischen "Baukunst" und Kapital hätte in Amerika, oder in London, ja durchaus funktioniert, aber in einem Subventionsdschungel wie Berlin war das nicht einmal realistisch. Die Frage, auf die ich wartete, wie eigentlich die Kahlschläge der sechziger Jahre und überhaupt die Bombentrichter der Geschichte bewältigt werden würden, wur-

de also gar nicht erst gestellt. Entstanden ist, methodisch betrachtet, Restflächenkosmetik. Vorhandene Schnellstrassenränder, die in den sechziger Jahren das historische Strassen- und Platzsystem zerschnitten hatten, wurden mit Architektur beplant, teilweise sogar bebaut, als wäre die Aufgabe gewesen, den Zerstörungsakt durch Architektur zu veredeln, statt ihn wiedergutzumachen.

Die Wiedergutmachung der behutsamen Stadterneuerung andererseits war für mich, der ich in informellen Initiativen auf Mieterladenniveau im hinteren Kreuzberg arbeitete, auch kein Wunschprojekt. Wir argumentierten 1978, dass Sanierung eben Sanierung sei, wenn man nicht die Massstäbe verrücken kann. Hämer wusste sehr gut, dass man nur versuchen konnte, das Schlechte besser als andere zu machen. Die meisten seiner Leute hielten das, was sie machten, aber für wirklich gut, und verstanden nicht, dass man sie kritisierte. Methodisch war der Ansatz, 1978 wie heute, 1988, eine 1968 angelegte Sackgasse. 1968 sollte

die Mieterarbeit, die Wohnungsprobleme bearbeitet ohne Macht über die sozialen Rahmenbedingungen, das Proletariat mobilisieren. In der behutsamen Erneuerung geht es darum, die schlimmsten Ungerechtigkeiten zu verhindern. Dazu kann man nicht nein sagen, also habe ich, als man mir, wie vielen anderen, dazu Gelegenheit bot, nach Kräften mitgearbeitet (es gab dann auch keine praktische Alternative mehr, der Platz der mit Macht ausgestatteten linken Alternative gegen den Sanierungswahnsinn war so und nicht anders besetzt). Die Einsicht, dass die Richtung falsch ist, hat sich, Alternative hin, Alternative her, nur verstärkt.

Bis Ende der siebziger Jahre konnte man noch in der Gewissheit leben, dass die Impulse von '68 sich entwickelten und überraschende neue Formen hervorbrachten. Aber der Schwung war dann

1 «Platz mit Schlucht», 1973, Haus-Rucker-Co / «Place avec défilé» / "City Square with ravine"

ganz schnell verbraucht und alles Neue von merkwürdiger Kurzlebigkeit. Insofern mutet die Degenerierung vieler alternativer Impulse zur Spiessigkeit der stadtweiten Begrünung von allem und jedem, was gerade nicht bebaut ist, schon ziemlich fern von '68 an, ebenso der Besitzegoismus ehemaliger Häuserkämpfer. Überraschend ist dieser neue Positivismus denn doch: Grün ist, statt alter politischer Ziele, bei Alternativen, aber auch ehemaligen Betonkadern der SPD, zu einem einfachen Banner geworden, das sich gut auf alle Restflächen, alle ungelösten Fälle, alle nicht wiedergutmachten Untaten der sechziger Jahre blenden lässt.

Gleichaltrig, und der entsprechende Positivismus dessen, was man '68 das Establishment nannte (es hat sich verdammt gut erholt), ist die Entgleisung des '68 aufgenommenen Geschichtsthemas zu Methoden der Denkmalfälschung. Ereignisse wie die kostspielige Wiedererrichtung längst verschwundener Bauten, die minutiöse Rekonstruktion wilhelminischer Geschmacklosigkeiten unter Verzicht auf jedes ästhetische Gewissen und jede Zulassung von Gegenwart, überhaupt die Finanzierung von historischen Kulissen unter Titeln wie Kleinteiligkeit, Traufhöhe und was man sonst in mühsamer Kleinarbeit den Bauverwaltungen in politischen Entscheidungsträgern und Gremien nahegebracht hatte, das hat natürlich tief liegende Wurzeln in der nationalen Verlustgeschichte, aber das hindert, so fern einem jene mit solcher Ästhetik werkelnden Politiker auch sein mögen, nicht die Frage, auf welche Mühlen die bescheidenen eigenen Impulse möglicherweise ihr bisschen Wasser getragen haben.

Sieht man sich die Ergebnisse insgesamt an, haben sich die Titel und die groben Erscheinungsformen allenthalben geändert, es wimmelt von Kleinteiligkeit, historischen Bezügen, Denkmalschutz, massstäblichen Stadtbildern, Ökologie und Stadtgrün. Im Normalfall hat das einen Zuwachs an Anstand gebracht, auch einen beträchtlichen Zuwachs an Peinlichkeiten, wie das Bedürfnis einer Gesellschaft, in Plüsch gepackt

zu werden, sie nun einmal erzeugt. Reden wir nicht von den guten Architekturen – die hat es in den fünfziger und sechziger Jahren auch gegeben, nicht häufiger und nicht seltener. Vergleichen wir den Ärger. Mir scheint, an der Gemeinheit der Ergebnisse, den versäumten Lernschritten, der verwaltungsmässigen Dummheit hat sich wenig geändert. Verändert hat sich das Material, mit dem die gesellschaftliche Dummheit der Stadtplanung sich vollzieht, nicht die Dummheit dieser Stadtplanung selber. Mehr ist vielleicht auch nicht drin.

3.

Dieses Material muss man sich vor allem konkret vorstellen und anschauen, in der Hand von Verwaltungen, politischen Entscheidungsträgern und verkrueteten Wohnungsbaugesellschaften. Da gilt: Das Material mag Geschichte oder Ökologie oder Grün sein, egal. Was das sollte, wozu die so bezeichneten Begriffe und Sachkomplexe erarbeitet, zugespitzt, in der öffentlichen Diskussion als herrschende Vokabeln durchgesetzt wurden, das hat man einzusparen gewusst. Übriggeblieben sind Objekte, mit denen man umgeht wie mit Fertigteilen.

Ein Beispiel für diese 20 Jahre Bewusstseinswachstum: Der Durchbruch des 68er Bewusstseinschubes hatte an der Berliner TU die Gestalt einer anarchischen Mischung aus Ausstellung und Kongress: Aktion 507. Eines der schlagendsten Beispiele für den damaligen stadtplanerischen Vandalismus im Dienste der bundesdeutschen Automobilindustrie war der riesige, unter den Nazis begonnene Durchbruch durch die Altstadt der zum Berliner Stadtgebiet zählenden Kleinstadt Spandau. Da man jenseits dieser Altstadt in den sechziger Jahren mehrere Trabantsiedlungen baute, ist man heute bei 60 000 PKWs täglichem Durchfluss angelangt. In den Siebzigern entdeckte man, dabei, die Altstadt abzureissen, deren Kleinteiligkeit und begann, sie kleinteilig neu zu bauen, selbst auf der neuen U-Bahn. Das ist recht hübsch geworden, jedenfalls kleinteiliger als Spandau je war. Übrig blieb, als juristischer Restbestand neugebauter Klein-

teiligkeit, ein Parkhausbau an der grossen Schnellstrasse. Der Wettbewerb wurde auf Druck der Oberverwaltung als städtebaulicher und landschaftsplanerischer Wettbewerb ausgeschrieben. Die Erinnerung an die Aktion 507 bewog mich, mit einigen Freunden daran teilzunehmen. Das von uns entwickelte Konzept interessiert hier nicht, ich behaupte nur, dass es ein intelligenter, mit der Geschichte spielender Versuch war, mit der Schnellstrasse anders umzugehen. Die Jury teilte sich in bezirkliche Pragmatiker und Freunde unserer Lösung, entsprechend gab es eine geteilte Prämierung, eine Weiterbearbeitungsphase, dann den unvermeidlichen Sieg des pragmatischen Entwurfs. Das ist normal und kein Grund zur Klage, darum geht es hier auch gar nicht. Es geht hier darum, was normal ist.

Normalität bestimmt sich an den Massstäben der Durchsetzbarkeit, diese wiederum an den Interessen, die beteiligt sind. Normal sind 60 000 PKWs, die durch eine Altstadt donnern, die man mit allen möglichen Verrenkungen in historischer Kleinteiligkeit aufbaut. Dass da eine Verhältnisbestimmung gefunden werden müsste, irgendeine Beziehung der einen Realität auf die andere, genau das ist es, was die Realität ausschliesst. Die Interessen lauten Altstadtidyll und Autofahren, beides bringt die Wirtschaft voran und schafft Arbeitsplätze. Eine Kleinteiligkeit, die die Strasse, also das Autofahren, ungeschoren lässt und das Abreissen und Bauen nicht verhindert, ist gut, dafür können sich auch konservative Politiker begeistern, dass man nur staunt. Beziehungssetzung dagegen hat das Gift der Kritik in sich. Dem wird man sich nicht aussetzen.

D. H.-A.